



Nr. 203:

Donnerstag, den 31. August 1905.

20. Jahrgang

## Sein Dämon.

Roman in zwei Abtheilungen von Franz Tressler.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Mr. Stanford lud zum Frühstück ein.

Die freie, frische Art, mit der das Kind der Prarie in die Welt sah, die Harmlosigkeit, mit der er deren Erscheinungen aufnahm, thaten dem Geschäftsmanne, der oft genug die Schattenseite der menschlichen Natur kennen gelernt, außerordentlich wohl.

Für Henry hatte das Leben nur Sonnenschein, seine Schatten kannte er nicht.

Er plauderte von seinen Studien, der Häuslichkeit seines Lehrers, erzählte, einem Kinde gleich, von den Eindrücken, die Theater und Konzerte auf ihn gemacht hatten. Auf seinen Reisen mit Hunter hatte er selten Städte berührt, der Widerwillen gegen die männlichen Mitglieder dieser Familie hatte ihn in die Einsamkeit gebannt, und so war seine Seele ein unbeschriebenes Blatt.

Der Doktor hatte den innersten Kern seines Wesens bald erkannt und wohl darauf geachtet, daß die ersten Linien, die sich dort einprägten, von reiner und edler Form waren.

Henry, der den Werth des Wissens sehr bald erkannte und bei jeder ihm neuen Erscheinung nach dem Grunde fragte, der daneben einen sehr scharfen und geraden Verstand besaß, hatte staunenswerthe Fortschritte gemacht, und, wie der Doktor an Mr. Stanford schrieb, einen wahren Wissenshunger gezeigt.

Stanford laufte seinem Geplauder mit innigem Interesse und Klara mit Bewunderung.

„Was möchten wir denn nun, nachdem wir in die Zivilisation hineingesehen haben, für einen Beruf ergreifen, Mr. Henry?“ fragte vertraulich Stanford seinen Schilling.

„Sir,“ erwiderte der Jüngling, „ich bin in das wilde Leben geflohen, ehe ich denken konnte, und in der erhabenen Einsamkeit der Wälder war ich glücklich auf meine Art, auch wenn nur der Sternenhimmel mein Dach war. Aber ich weiß sehr wohl jetzt, daß es andere und erstrebenswertere Dinge im Leben gibt, als dem Hirsche und dem Bären nachzustellen. Ich habe das Leben in den Städten gesehen und darüber nachgedacht. Von allem, was mir neu war, hat mir die Dampfmaschine imponirt, die dem Menschen eine einfache Naturkraft dienstbar macht. Ich habe mir die Gesetze, die hier Geltung haben, ich habe mir die Maschine erklären lassen, und“ — fuhr er mit blühenden Augen fort — „solch ein Ding möchte ich bauen können, das ist ein Triumph des Menschengesistes, sein Sieg über die Kräfte der Natur.“

Stanford horchte.

„Ihr seid so unendlich gütig gegen mich, Sir, bloß weil ich das kleine Ding da aus dem Wasser geholt habe, und habt mich auf einen neuen Pfad in diesem Leben gestellt. Ich habe es dankbar angenommen der Eisklage zu Liebe, und weil sie über meine Dummheit lachte.“

„O nein!“ wehrte Klara lächelnd ab.

„Ja, ja! Es muß auch komisch gewesen sein, wie ich langer Bursche mich mit den Buchstaben quälte. Aber war-

ten Sie nur, Miß Klara, ich bringe doch in alle Geheimnisse ein. Wollen Sie, Sir, Ihre Güte mir gegenüber vollständig machen, so helfen Sie mir, Maschinenbauer zu werden — das möchte ich sein!“

„Das freut mich von Herzen, Henry, daß die gewaltige Kunst des Maschinenbaues und vor allem die Dampfmaschine Ihr Interesse erweckt, und selbstverständlich dürfen Sie auf meine Hülfe sich verlassen. An mir soll es nicht liegen, wenn Sie nicht der erste Maschinenbauer dieser Staaten werden.“

Henry erzählte noch von seiner Dampferfahrt stromab und von dem Reisenden, den er an Bord getroffen und der ihm so viel Sympathie erweckt habe. Auch daß er eine Jagdhütte in den Bergen habe, in der er früher fast regelmäßig einige Zeit zubringen pflegte, daß er nach dieser und nach dem Grabe von Mrs. Hunter sehr wollte, dem einzigen Wesen, das gut gegen ihn gewesen sei, so weit er zurückdenken konnte.

Mr. Stanford erklärte, ihn auf diesen Ausflügen begleiten zu wollen. Da kam Henrys Koffer, und Mr. Stanford ließ dem Gast ein Zimmer aufweisen.

Zum Abendessen erschien er umgekleidet im Speisezimmer.

Außer Mr. Stanford und Miß Klara nahm deren Gesellschafterin, eine junge Französin, und Mrs. Marston, eine ältere Dame aus den Distrikten, die dem Hausstande Mr. Stanfords vorstand und Miß Klara mütterliche Fürsorge erwies, an dem Mahle theil.

Mr. Stanford war einigermaßen begierig zu sehen, wie sich sein Schilling in Damengesellschaft benehmen würde. Er war über die Leichtigkeit, mit der Henry, als er den Damen vorgestellt wurde, sie begrüßte, nicht weniger erstaunt als über seine gute Haltung.

Man ging zu Tische.

Ein feiner Takt, nicht wenig auch die Erziehung Mrs. Wagners, die sich des jungen Jägers sehr angenommen hatte, bewahrten ihn vor all den kleinen Verstößen, die sonst nicht zu vermeiden gewesen wären. Auch in der Unterhaltung beschränkte er sich wesentlich darauf, zu hören und nur da zu reden, wo er es mit Sicherheit konnte.

Die Damen waren von den Manieren des schönen jungen Mannes entzückt, besonders Mademoiselle Vivier, die Pariserin.

„Der hat mehr gute Lebensart, als unsere Burschen,“ sagte sich Mr. Stanford, der Henry innerlich bewunderte.

Das Mahl verlief harmonisch. Obgleich Henry Mr. Stanford noch bei der Flasche Gesellschaft leistete, trank er doch nur sehr wenig.

Als aber später Miß Klara zu der Begleitung Mademoiselle Viviers sang war er unendlich entzückt. Mit strahlenden Augen flüsterte er leise vor sich hin: „Ein wunderbares Gesichtchen.“

Mr. Stanford vernahm es.

Am anderen Morgen ritt er mit Henry in Begleitung eines Dieners in den Wald.



an. Ich habe Ihnen nur zur Erklärung einige Testimonien aufzählen müssen. Jetzt möchte ich die Dummheit, eines Menschen Geschick korrigieren zu wollen — das Ergebnis war Mäglich. An und für sich war meine Idee gar nicht so übel und Sie werden zugeben, daß ich so richtig, als es menschlich möglich ist, gerechnet hatte, indem ich menschliche Schwächen auszunutzen suchte. Ich ging zu einer jungen Dame, einer Cousine Dorens, auf welche ich, ganz nebenbei bemerkt, ein Auge hatte. Wenn ich ganz offen sein sollte, so mußte ich gestehen, daß ich mir die betreffende Dame bereits als mein zukünftiges Gespons ansah, und da ich nur noch auf eine Klärung meiner Zukunft wartete, um ihr meinen Antrag dann sofort zu machen. In dieser Dame ging ich also und sagte ungefähr: „Mein Freund K. liebt Ihre Cousine Dore, ist aber ein energieloser Mensch — an seinen sonstigen Qualitäten ist nichts zu tabeln. Da er, ohne gewaltsame Mittel, nie zu einer Entscheidung kommen würde, so müssen wir, ich hatte das als meine Freundschaftspflicht, die Sache beileben. Mein Freund ist eifersüchtig bis ins Schwefelgelbe. Darauf bauend, müssen wir ihn einen Rivalen besorgen, welcher Ihrer Cousine auf Tod und Leben die Cour schneidet, notabene: nur rein äußerlich. Multiplizieren wir seinen Männerstolz mit seiner aufgeschwemmten Eifersucht, so muß das Facit: Verlobung! Heirat! und Glück bis zum Gipfelpunkt sein.“

Natürlich lachte das junge Mädchen mich aus und suchte mir klar zu machen, daß der einfachste Weg sei, man verständige Dore, so daß diese der angreifende Teil werden könne. Ich hatte das aber längst schon verworfen, indem ich K.'s Feingefühl in Betracht zog, welchem jedes Entgegenkommen von weiblicher Seite als unweiblich erschienen wäre.

Na, um kurz zu sein: acht Tage darauf trat ein entfernter Cousin meiner Helfershelferin das Amt eines Strohverwehlers an, und mit solchem Erfolg, daß mein Freund in größter Aufregung auf meine Bude gestürmt kam, seine Hände auf meinen Tisch schlug, so daß das Tintenfaß hoch aufsprang. Gleichzeitig hirschte er zwischen den Zähnen: „Der Rudol! hole alle Cousins! Man weiß nie, wie man hält bei dieser Sorte. Man sollte sie einfach, von Geheiß wegen, austrotten mit Stumpf und Stiel.“ Selbstredend freute ich mich mächtig über die Wirkung meines Planes, stellte mich aber vollständig harmlos. Auf meine Frage, was ihm in die Quere gekommen sei, sah er mich wild an und schrie:

„Was, Du weißt es noch nicht? Bei Kühns ist seit ein paar Tagen so ein Ekel aufgelaucht und erlaubt sich unter dem Deckmantel der Verwandtschaft allerhand Vertraulichkeiten Dore gegenüber.“ — Ich entgegnete: „So, so? — Also auch Dore!“ — Er fuhr auf: „Wie meinst Du das?“ — „O“, rief ich ganz bescheiden, „meine Meinung ist ganz nebensächlich!“

Einige Tage darauf gingen wir zusammen zu Kühns, und dort lernte ich den wackeren Cousin kennen, ein flottes Kerlchen mit noch flotterem Mundwerk und augenscheinlich reichlicher Erfahrung im Umgang mit Weiblichkeiten.

Mein Freund biß die Lippen aufeinander und sah melancholisch zu, wie Dore mit ihrem Cousin Tennis spielte. Die andere junge Dame war auch anwesend und kam auf uns zu und suchte meinen Freund aufzuheitern. Sie flüsterte mir zu: „Der arme Kerl“, worauf ich antwortete: „Nacht nichts! Medizin schmeckt bitter!“

Die darauffolgenden vierzehn Tage oder drei Wochen waren für mich eine unversiegbare Quelle von Lachmuskelreizen aller Art. Mein Freund bemühte sich auf alle mögliche Weise, seinem Konkurrenten den Rang abzulaufen. Dore wurde förmlich mit Blumen bombardiert, und der andere entwickelte auch hierin einen wahrhaft nervenschütternden Eifer. Nach drei Wochen ungefähr war mein Freund reif und bereitete sich zum letzten Sturm vor. Aber es dauerte immer noch eine Woche, ehe er seinen Gehrock und die unvermeidlichen weißen Glacés anlegte, um seinen Antrag zu machen. Vor dem schweren Gang kam er noch einmal zu mir, und ich erteilte ihm meine väterlichen Ratschläge und freute mich königlich am Gelingen meines Planes. In meiner Freude war ich zu allem fähig, und bekanntlich stecken Verlobungen an. Daher sagte ich zu ihm, als er die Treppe hinunterstieg: „Morgen folge ich deinem Beispiel und verlöre mich auch.“ Er wollte natürlich wissen, mit wem, ich sagte aber nur: „Du wirst's schon zeitig genug sehen — addio!“

Keine zwei Stunden waren vergangen, da wurde die Korridorglocke gerissen, so daß ich wildend aufsprang und hinausetzte, um den ungehörigen Klingler zu rügen. Wer kommt herein? Mein Freund K., den ich in den Armen

seiner Braut wählte! Seine Eltern aber waren geschwollen und seine Augen brannten wie Kohlen. Er schob mich rasch in mein Zimmer zurück und schloß die Tür. Dann packte er meinen Arm und zischte: „Der Lump! Ich mir zuzubereiten!“

„Was?“ fragte ich und gefror fast zu Eis vor Schreck. „Ja, dieser heillosen Schleicher begegnete mir in der Nähe von Kühns; er kam gerade von dort. Und da sagte er mir mit hämischem Grinsen, er habe sich soeben mit Dore verlobt.“

„Nicht möglich!“ stammelte ich. „Er hat vielleicht nur geschätzt?“ — „Ganz und gar nicht. Die Tatsache steht fest. Ich bin wieder der Betrogene! Ich habe mich zusammen genommen und mit heiterem Lächeln gratuliert. Erwürgen hätte ich ihn können.“

Ich konnte es immer noch nicht fassen und drängte: „Du irrst Dich sicher. Es ist ja absolut unmöglich. Es ist ja gegen unsere Abmachung!“ Er sagte: „Ach was, Abmachung!“ obgleich er nichts ahnte. Ich kam mir vor, wie ein begossener Pudel. O, wie man sich täuschen kann! Aus dem Spiel war Ernst geworden, und der Strohmann hatte ernstlich Feuer gefangen. Da sprang mein Freund plötzlich auf und lachte: „Nun ist es ganz egal, wie es wird. Ich habe die Pögerei und Bieherei satt! So oder so! Die Lawine ist ins Rollen geraten —“, und wer weiß, was für Unsinn er noch schwatzte. Und fort war er, ehe ich ihn noch beruhigen konnte. Ich dachte nicht anders, als er wollte sich's Leben nehmen. In fürchterlichster Verunsicherung verbrachte ich die nächsten Stunden. Ich wagte an gar nichts zu denken — ich sah ihn im Geist schon gestorben. Die Geschichte nahm aber einen total unerwarteten Verlauf.

Der unglückliche Freier kam schon nach einigen Stunden wieder zu mir, etwas verlegen zwar, aber sonst strahlend und selig. Ich staunte. Als er aber gestand, daß er sich soeben mit Dorens Cousine verlobt habe, lachte ich laut auf und hielt ihn für übergeschnappt. Er aber versicherte:

„Warum nicht? Rosa ist doch ebenso nett, wie die andere, und außerdem scheint sie mir schon lange zugetan gewesen zu sein. Keine Partie! Geld ist auch da! Was will ich mehr?“

Ich wollte auf ihn los springen, aber mein Körper war zu schlapp vor Schrecken. — Rosa, auf die ich selber gerechnet hatte; Rosa, die ich am folgenden Tage fragen wollte, ob — Dazu fragte mich mein Freund noch: „Na, und morgen kommst Du dran? Das ist köstlich! Du, wir feiern zusammen Hochzeit!“ Ich murmelte etwas von aufschieben, und er hatte die Frechheit, mir zu raten: „Du, die Aufschieberei hat keinen Zweck! Man ist nie sicher, ob sie einem nicht weggeschnappt wird!“

Der alte Rat stand auf und, obgleich er zu lächeln schien, bemerkte ich doch einen leichten Schatten in seinen Augen. „Adieu, lieber Freund! Pflücken Sie ja nicht dem Schicksal ins Handwerk!“

Und so ließ ich denn meinen Freund Lehmer seine Flamme ehelichen, ohne meine Hände zu verbrennen.

## Vexierbild.



Wenn ich nur den Bengel, den Max, der mir die Fenster eingeworfen hat, fassen könnte!

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt  
Emil Dommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die  
Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden



# Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 34.

Donnerstag, den 31. August 1905.

20. Jahrgang.

## Klein-Gretchens Heirathspläne.

Gretchen ist ein hübsches Mädel,  
Zwar drei Jahre kaum;  
Doch im kleinsten Mädchenschädel  
Hat schon manches Raum.

Hochzeit lautet die Vokabel,  
Die auch Gretchen kennt  
Und mit ungelentkem Schnabel  
Eines Tages nennt.

Die Mama mit stillem Lachen  
Geht auf alles ein:  
Hochzeit will die Grete machen?  
Ei, wen will sie frei'n?"

Unschuld unter künft'gem Wissen!  
Gretchen kniet vor ihr,  
Und mit süßen Kinderküssen  
Spricht sie: „Muttmchen, dir!“

## Pfuscherei.

Humoreske von Kurt Thiergen

(Nachdruck verboten.)

„Nein, nein, um keinen Preis!“ sagte der alte Rat zu mir, als ich um seinen Beistand in einer besetzten Angelegenheit gebeten hatte. „Ich habe mir geschworen, nie wieder in das Rad der Geschichte einzugreifen. Wenn der Herr durchaus die kleine Näherin heiraten will — dann nur zu! Mich bringen zehn Pferde nicht mehr von meinem Prinzip — die Hände von anderer Leute Privatgeschichten zu lassen — ab.“

„Ja, Herr Doktor,“ wandte ich ein, „wenn es sich nun aber um das Glück eines Menschen handelt? Lehmer ist nur augenblicklich in einem ganz tollen Rausch, in welchem er einfach unzurechnungsfähig ist. Wenn er das Mädel tatsächlich heiratet, ist seine ganze Karriere verpfuscht.“

„Ich will Ihnen nur einen Rat geben, lieber Freund,“ meinte hierauf der alte Herr, „lassen Sie die Sachen sich selber arrangieren und versuchen Sie ja nicht, Vorsehung zu spielen. Derartige Dinge kann man unmöglich in der richtigen Weise drehen, und steckt man seine Hände hinein, so weiß man nicht, was passieren kann. Ich habe das an mir selber erfahren. Ich habe einmal den Lauf des Geschicks korrigieren wollen, und das kostete mich einen lieben Freund und ein noch lieberes Mädel.“

Ich bat: „Wäre es unbescheiden, wenn ich Sie bitten würde, mir die Geschichte zu erzählen?“ — „Aber durchaus nicht. Ich will sie Ihnen gern berichten, damit Sie selber Ihren Standpunkt in Ihrer Sache danach bestimmen können.“ Und bald begann der alte Herr mit Behagen:

„Die Geschichte spielt lange zurück. Ich hatte meine Studien auf der Pischen Universität beendet und sollte vier Wochen darauf nach Berlin übersiedeln, um dort einen Posten zu übernehmen. Nun hatte ich einen Freund, einen tadellosen Kerl, es sei denn, man rechne ihm seine übergroße Unentschiedenheit als Fehler an. Vier Jahre lang waren wir nebeneinander hermarschiert, so daß ich ihn und seine Geschichten vollständig kannte. Wir verkehrten viel in

einer tüchterreichen Familie. Eines Tages kam er zu mir und sagte: „Ich habe entschieden Pech. Ich glaube, ich werde nie im Leben wirklich glücklich sein können. Mir schnappt's immer ein anderer vor der Nase weg.“

Ich fragte, was er habe.

„Martha hat sich verlobt!“ stöhnte er mit todestraurlichem Blick. Ich entgegnete, daß ich mich freue, daß das reizende Mädel einen Mann gefunden habe.

„So,“ sagte er, „wie nun, wenn ich sie geliebt hätte?“ In seinem Ton lag so was wie höhnische Resignation. Ich lachte ihn aus und rief: „Menschenkind, sei nicht so komisch! Wenn Du sie geliebt hättest, so wärst Du hübsch hingegangen und hättest sie geheiratet.“

„Heiraten ist eine Sache, die überlegt sein muß,“ antwortete er matt. „Man ist nie sicher, ob man die Richtige erwischt. Und ganz abgesehen davon, halte ich es einfach für eine Beschneidung meiner Menschenrechte, wenn mir verwehrt wird, mir die Sache erst zu überlegen. Ich habe eben Pech und dagegen ist nichts zu machen! Das ist nun die dritte, die mir vor der Nase weggenommen wird.“

In seinem Ton lag etwas so tief Tragisches, das mich unwillkürlich zum Lachen reizte. Ich rief: „Mensch, Freund, Genosse, Du kannst doch nicht ein halbes Duzend heiraten?“

Und er, immer in der gleichen resignierten Weise: „Das verstehst Du nicht — ich bin ein anderer Mensch als Du! — Du weißt, daß ich seit acht Jahren bei Kühns aus- und eingehe. Noch vor vier Jahren war das ein herrlicher Genuss. Denke Dir: vier Mädchen im Haus, und alle verschiedenen Typen, und jede schön und liebenswert! Für jede Stimmung etwas; war meine Seele Schmerz bewegt, so ging ich zu Käthe, die mich, meinen Kummer mitfühlend, an- und hörte und immer tröstete, schon durch ihr Zuhören. Käthe ist vor drei Jahren für mich gestorben — das heißt verheiratet! — Dann war Lotte, in deren Gesellschaft man sich einfach wohlfühlen mußte, ob man wollte oder nicht. In ihrem Wesen lag eine wohlthuende Sicherheit, die einen kannte — auch sie ist tot für mich — auch verheiratet!“

„Nun ist auch Martha futsch — Martha, deren braune Augen so lachen konnten.“ Ich hatte ihm lächelnd zugehört. Als er schwieg und mit verlorenen Augen zum Fenster hinaus sah — mir ist das Bild noch ganz klar in der Erinnerung — da sagte ich: „Nun bleibt nur noch eine, Dore! Und wie bald wird auch die mir verloren gehen.“

Mein Freund meinte: „Dore ist ein prächtiges Mädel. Ihr Körper ist biegsam wie eine Gerte. Sie spielt auch sein Tennis. Ueberhaupt Dore!! Ich werde mir die Sache überlegen.“

Ein halbes Jahr später benutzte ich die Gerichtsferien, um nach dem alten, lieben Nest zurückzufahren. Alles war da noch beim alten. Mein Freund verkehrte nach wie vor in der Kühnschen Familie und erzählte mir die Dhiren voll von den Vorzügen des noch übrig gebliebenen Mädels — Dore hieß sie. „Gut,“ sagte ich, „warum heiratest Du sie nicht?“ Mein Freund bruckte hin und her und blieb dabei, daß so was überlegt sein wolle. Ich fragte, ob er sie sich zur Frau wünschen möchte, was er bejahte. Nur meinte er, man wüßte nie, ob man sollte oder nicht sollte. Als ich einwarf, daß er wahrscheinlich solange zögern würde, bis es zu spät sei, wie bei Dorens Schwestern, entgegnete er: „Keine Sorge, momentan ist bei Kühns die Lust rein von heiratfähigen Männern.“

Der alte Rat beugte sich näher zu mir: „Sehen Sie, lieber Freund, jetzt fängt meine Geschichte eigentlich erst



Beide waren in Noabansham, und Henry hatte seine Wächter mitgenommen, die ihm als ein Geschenk Wils Alara unendlich theuer war.

Er erzählte dem aufmerksam lauschenden Mr. Stanford von dem bescheidenen Geistesleben, das er in Wald und Prarie geführt und wie innig er zu dem Schöpfer all dieser Dinge, die ihn rings umgaben, gebetet habe.

Er schilderte ihm, wie, als Mr. Stanford ihn unter die Bewohner der Städte brachte, seine Innenwelt zusammengestürzt sei, um unter Kämpfen neuen Anschauungen über Menschen und Dinge Platz zu machen.

Mr. Stanford, der nicht vergebliche Hoffnungen in dem Jüngling wachrufen wollte, hatte ihm von seinen Nachforschungen nach seiner Heimath nichts gesagt, da das Resultat so wenig ergiebig gewesen war.

Er brachte das Gespräch aber auf Henrys früheste Jugendzeit, um zu erproben, ob nicht doch eine Brücke von da bis in die Gegenwart herüberführe.

Aber nebelhaft nur lag alles vor des Jünglings Geistesauge, was über seinen Aufenthalt bei Hunters hinausging.

Mr. Stanford sagte sich, daß, wenn auch, was ihm wahrscheinlich deuchte, Henry ein Kind des deutschen Gentleman bei Rocksville war, der Versuch einer solchen Feststellung höchstwahrscheinlich aussichtslos sei, da beide Eltern verschollen, wahrscheinlich gestorben waren. Der heimathlose Jüngling mußte bleiben, was er war.

Im Innern aber bewunderte Stanford das Walten der Natur, die ein Reis von edlem Stamm auch im Schmathe des Lebens nicht untergehen ließ, sondern ihm die Eigenart bewahrte, die es weit von der ihm aufgezwungenen Umgebung entfernte. Es war ihm kein Zweifel, daß der Jüngling sich die volle Reinheit der Seele bewahrt hatte, der Schmutz fand hier keine Stelle wo er haften konnte.

Sie waren einige Meilen in die Berge hineingeritten und hatten eben einen kleinen Bach gekreuzt, als Henry sagte: „Wir müssen jetzt mein Waldschloß zu Fuß suchen, Sir, hier oben kann kein Pferd durch.“ Sie stiegen ab und überließen die Pferde dem Diener.

„Ich habe zwar meine Hütte selbst vor den Hunters geheim gehalten, um stets Zuflucht dort zu finden außerhalb ihres Reiches, aber das schließt nicht aus, daß jetzt nach einem halben Jahr die Hütte anderen als Obdach dienen kann, wir wollen uns vorsichtig nahen.“

Er sah nach der Büchse und schritt dann vorsichtig durch das Unterholz nach oben zu.

Schweigend folgte Mr. Stanford. Nach einem nicht unbeschwerlichen Wege nahen sie einer dichten Gruppe von Sykomoren.

Henry, der jetzt ganz vorsichtiger Jäger war, gab seinem Begleiter ein Zeichen, stehen zu bleiben, und ging nach den Sykomoren zu.

Nach einiger Zeit erschien er wieder und winkte Mr. Stanford, zu kommen.

Es fiel diesem auf, daß der junge Mann ernst aussah und den Hahn seiner Büchse gespannt hielt.

Unter den schattenden Sykomoren gut versteckt, nahe an einer Quelle, sah Stanford eine Blodhütte, wie sie die Jäger von Beruf sich da errichten, wo sie länger verweilen wollen.

Das aus festen Balken errichtete kleine Haus lag dem Anscheine nach noch wohl erhalten da, wenn auch Wind und Wetter nicht spurlos daran vorübergegangen waren.

Leise sagte Henry: „Es hat doch einen anderen Herrn gefunden.“

„Woran seht Ihr das?“

„Die Thür ist erbrochen und wieder verschlossen worden, aber nicht nach Weibmannsart.“

„Waret Ihr drin?“

„Noch nicht. Stellt Euch hinter den Baum, oft ist so ein Burche flink mit der Büchse bei der Hand.“

Stanford that so und behielt die Thür im Auge.

Henry schlich wie ein Spürhund geräuschlos durch die Büsche und nahte sich endlich dem Eingange der Blodhütte. Er durchsuchte vor dem Eingange den Boden und Stanford bemerkte, wie er über eine nicht angenehme Ueberraschung zusammenzuckte.

Dann aber durchschnitt er mit seinem Jagdmesser die Weiden, mit denen die Thür befestigt war, stieß diese auf und trat ein.

Das Shanty war leer. Doch zeigte sich deutlich, daß es noch vor kurzem bewohnt gewesen sein mußte, frisch gehauenes Holz lag umher, auch auf dem kleinen Herde, ein Blechgefäß zeigte noch Wasser.

An einem Pflock hing eine Jacke, wie sie die Flußschiffer tragen, und ein Paar hohe Stiefeln lagen darunter.

„Wo, Hunter war hier,“ sagte Henry leise.

„Den der Sheriff sucht?“

„Ja.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich habe draußen und hier seine Spur gefunden, und dort hängt seine Jacke.“

„War er noch heute hier?“

„Nein, die Spuren sind mehrere Tage alt. Er ist fort und hat meine alte Büchse mit.“

Sorgenvoll sagte Stanford: „Dieser Mordbube hier? Das ist bedenklich.“

„Er wird auf der Flucht sein, hat mein Shanty gesucht und gefunden.“

„Haben wir etwas von ihm zu fürchten, wenn er sich in der Nähe herumtreibt?“

„Sie? Wenn Sie allein wären, vielleicht, obgleich Ma der bessere der beiden Brüder war; angesichts meiner Büchse, deren tödtliche Treffsicherheit er kennt, wird er nichts wagen, aber Vorsicht ist geboten, man weiß nicht, wozu Verzweiflung ihn treibt.“

Mr. Stanford wurde es unheimlich in der einsamen Blodhütte und er ersuchte Henry, den Rückweg anzutreten.

Das geschah, nachdem die Thür wieder verschlossen worden war.

Henry schritt lauschend, die gespannte Büchse in der Hand, voran, blieb oftmals stehen, und so erreichten sie die harrenden Pferde wieder.

Nach der Entdeckung der Anwesenheit des Hunter hatte Mr. Stanford die Neigung verloren, das ehemalige Heim dieser Familie aufzusuchen, und erklärte, den Rückzug antreten zu wollen, worauf Henry seinen pietätvollen Besuch an dem Grabe der Frau auf einen anderen Tag verschob.

Als Mr. Stanford die Absicht äußerte, die Anwesenheit des Hunter der Behörde anzuzeigen, sagte Henry: „Thut es nicht, Sir, ich will ihn von hier fortschicken, er ist der Sohn der Frau die mir Gutes that.“

Auch Stanford wurde es unheimlich in der einsamen Blodhütte, das Loos ihrer Kinder zu erleichtern, und stimmte Henry bei.

Einige Stunden nach dem Ausbruch der beiden Herren in die Wälder war auf Wilmington Mrs. Walton erschienen, die es liebte, in der Morgentühle zu fahren. Wils Alara empfing sie in der Abwesenheit ihres Vaters. Mrs. Walton hatte sich ras besondere Vergnügen vorbehalten, Wils Alara, für die sie viel mütterliche Zuneigung empfand, und ihren Vater persönlich zu einem großen Feste einzuladen, das in der nächsten Woche die gute Gesellschaft der ganzen Nachbarschaft auf Woodhill vereinen sollte.

„Ich hoffe, der Vater wird annehmen, Mrs. Walton“, erwiderte sie höflich, „doch darf ich nicht vorgreifen.“

„Ist Mr. Stanford verreist?“

„Nein, er ist mit Henry in die Berge geritten, wird aber bald zurückkehren. Er würde sich freuen, Sie hier noch anzutreffen.“

„Nein, Theuerste, das erlaubt meine Zeit nicht. Wer ist Mr. Henry, ein Gast?“

„Ja, Mrs. Walton.“

„So soll er ihn mitbringen. Mr. Stanfords Gäste sind willkommen. Ist Mr. Henry einer Ihrer Freunde aus Washington?“

„Nein, es ist der junge Mann, der mich von dem Tode errettete.“

In Mrs. Walton dunklen Augen blitzte es auf bei diesen Worten.

„O der? Ich entsinne mich, ihn als Wilder verkleidet hier gesehen zu haben.“

„Mr. Henry ist ein vollkommener Gentleman.“

„Doch, dünkt mir, ein Mitglied der berühmten Piratenfamilie Hunter?“

Des jungen Mädchens sanfte Augen strahlten zornig auf bei diesen Worten, und lebhaft sagte sie:

„Er gehört so wenig zu dieser Familie wie ich, Mrs. Walton.“

„Sollte ich mich so irren? Mir ist doch erinnerlich, er wurde Mr. Hunter genannt, als ich ihn hier zuerst traf.“

„Er ist als Kind in diese entfesselte Familie gekommen“, fuhr klar eifrig fort, „geraubt von dieser oder an sie verkauft, und er hat nie mit ihrem Treiben etwas zu thun gehabt. Mein Vater hat Nachforschungen nach seiner Herkunft angestellt auf Grund der Aussagen der verstorbenen Mrs. Hunter, und er wird seine Herkunft noch ermitteln. Mr. Henry ist, wenn nicht alles trügt, der Sohn eines Gentleman aus Rocksville in Virginien. Es schwebt ein geheimnißvolles Dunkel hierüber, das mein Vater lichten wird.“

(Fortsetzung folgt.)